

# Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 10. Dezember 1933.

## Jungfrau und Mutter.

Dem Gedächtnis einer deutschen Frau aus dem Rheingau.

Vor ein paar Wochen schrieb mir ein Schulfreund, ich möchte versuchen, in den alten dickleibigen Kirchenbüchern unserer gemeinsamen Heimat dem Ursprung seiner Familie nachzuspüren; der Arier-Nachweis habe in ihm das Interesse für seine Vorfahren geweckt. Ich kam diesem Auftrag umso lieber nach, da ich schon öfters mancherlei Nachforschungen in den vergilbten abgegriffenen Schmöckern gemacht und eine stetig wachsende Freude an den Aufzeichnungen der geistlichen Herren im 17. und 18. Jahrhundert gewonnen hatte. Nicht nur reizte es mich, die vielfach tranken Zeichen und das eigentümliche Latein der Seelsorger zu entziffern, mehr noch zog es mich an, einen Blick in das Leben der schon längst in Staub und Asche versunkenen Mitbürger zu werfen. Die alten Kirchenbücher sind ja nicht bloß Verzeichnisse der Getauften, Kopulierten und Gestorbenen, die Ergänzungen dazu finds, die oft blühartig das ganze Leben des einzelnen beleuchten mit all seiner irdischen Not und mit all seinem Glauben und Hoffen auf das Jenseitsglück.

Eine Eintragung fesselte ganz besonders mein Auge. Da stand in einer zierlichen, nur unter der Lupe noch lesbaren Schrift:

Daß in einem Kriegsjahr eine Greisin „unversehens“ gestorben war, schien mir nicht weiter verwunderlich; was aber sollte die Bemerkung des Pfarrherrn, daß diese bis zum Tode getreue Jungfrau auch „Mutter“ gewesen?

Der Abschluß des Baseler Sonderfriedens am 5. April 1795, mit dem nach den Worten Treitschkes „die preussische Politik eine Antreue gegen sich selbst beging“, verpflichtete Frankreich, binnen 14 Tagen das preussische Gebiet rechts des Rheines zu räumen; das linksrheinische Land aber hielt es ganz im Sinne des eigenen Landesfürsten befehlt. Trotz der Abmachungen jedoch vertriehen die Franzosen unter Führung der berüchtigten und im Volke verhassten „Kuhhirschen“ die Neutralität des Rheingaus, brandschatzten allerorts und verübten Frevel und Gewalttat. Wenn der Morgen graute, sahete man das helle Licht des Tages, und wenn der Abend heranzog, zitterte man vor dem noch tödlicheren Dunkel der Nacht.

Auch „Jungfer Lisbeth“, die sonst keine Furcht kannte, schaute in diesen Stunden eine Unruhe in sich wie kaum sonst in ihrem langen und arbeitsreichen Leben. Wie das noch anders sollte? Am Tage des hl. Burkard (11. Oktober) hatte sie am Fenster ihres kleinen Häuschens völlig betrunkenen Soldaten vorbeiziehen sehen, die ganze Laib Brot und rohe Stücke Fleisch auf den Spitzen ihrer Bajonette einkehrten. Wie konnte man nur so mit der Gottesgabe umgehen? Am gleichen Tage hatten die Unholde der toten Bachhofstetn gar das Leintuch weggenommen und den schwertranten Bachhofsbauern aus dem Bett auf die blanke Stube geworfen. Selbst den frommen Vater Guardian vom nahen Kloster Rothgottes hatten die Unmenschen niedergebügelt, da er den Aufenthalt seiner Geldsäcke verraten sollte, die er doch nicht besaß. Konnten denn die Leute so roh und gefühllos sein? Hatten sie denn keine Furcht mehr vor dem zerschenden Gott?

Drei Tage schon vernahm sie das Knattern der Gewehre und das Donnern der Geschütze, das Rasseln der Wagen und das Geschrei der plündernden Soldaten. Einmal war ein blaubärtiger, baumlanger Grenadier in ihr ärmliches Stübchen gekommen und hatte Wein und Fleisch und Brot gefordert. Und als sie ihm mit zitternder Hand den letzten Sissen geben wollte, da hatte er mit einemmal Kehrt gemacht und die Türe leise hinter sich zugezogen.

Heute Abend nun wollte Jungfer Lisbeth trotz aller Gefahr hinunter zum Bachhof; sie mußte erfahren, ob man ihrer jungen Freundin den letzten Liebesdienst erwiesen hatte, sie wollte Gewissheit haben, was aus dem tranken und hilflosen Bauern geworden war. Auch nach den Kindern des blinden Korbflechtlers mußte sie einmal sehen, die im Frühjahr die Mutter verloren hatten. Ja, es war schon eine bittere Not und keine Hoffnung mehr in den Herzen.

Hoffig richtete sie den Korb, den „Gottesträger“, wie man ihn im Dorfe nannte, tat ein Paar wollene Strümpfe hinein und weiche leinene Binden, einen rotbattigen Apfel dazu und ein Zweiglein welter Kräuter vom Würzweigtage her. Am das schlohweiße Haar band sie das schwarze Spinnwebchen und legte sich das dünne Umhangstuch um die schmalen Schultern. Einen Blick noch warf sie auf den Schmerzensmann im Hertgottswinkel und hob die mageren, durchsichtigen Hände zum Gruß.

Büchlich wurde die Türe aufgerissen und herein stürzte, barhaupt und mit zeretztem Gewand, irrer Schreck in den Augen und atemlos wie ein von blutdürstiger Meute ge- helles Tier der jüngste Bub des Bachhofers.

„Lisbeth — hilf! Die Soldaten — sind hinter mir her. — Verbirg mich! — Einen davon hab ich mit der Heugabel — Blut überall — um der Mutter willen — hilf!“

Der Alten wats, als ob eine eijige Hand nach ihrem Herzen griff; feurigen Pfeilen gleich trafen die wirren Worte des Burschen ihre Seele.

„Heiner“, stammelte sie, „Heiner, das — das ist ja natürlich! Und du — ein Mörder?“

„Nein“, schrie der Junge auf, „nein, kein Mörder“. Ich hab mich vor den armen Vater gestellt, den sie vom Hofe peitischen wollten, und da — ha, die Hände kommen, hörst du sie? Aber lebendig sangen sie mich nicht!“

„Nein, nein Heiner. Weg das Messer! Hier in den Keller und durch den alten Brunnengang am Erlendbusch — du weißt ja — ins Freie. Ich — halte die Soldaten zurück.“

Während der Junge Mann die schmale Fußbodentür emporriß und unter ihr hindurch eilte die Treppe hinab, sah die alte Frau auf der gleichen Stelle in die Knie. So herzbeswegt war ihr zu Mute, ach, jetzt nicht mehr hören brauchen das wüste Geschrei und das greuliche Lachen der plündernden im Grund, nur nicht erleben müssen, wenn sie den Heiner doch noch — Allbarmergütiger Gott, nur das

nicht . . . ! Und sie breitete die Arme weit aus zu dem stillen Dulder über blutroten Herbstblumen. Die bleichen Lippen murmelten zusammenhanglose Worte, aber in ihrer Seele war es Licht und klar.

„Herr“, flehte sie, „nimm mein Leben für das seine. Um deiner unendlichen Liebe willen, gib ihm gute Fahrt!“

Richte ihr nicht der Dornengekrönte Gewährung? Ein zufriedenes Lächeln zog wie der Widerschein nahender Seligkeit über das zerfurchte, todblasser Antlitz. Jäh griff die Rechte nach dem Herzen, und langsam glitt der Leib über die Bodentüre hin zur Erde nieder.

Jungfer Lisbeth sollte nicht mehr erschrecken vor dem harten Schritt der Soldner vor ihrer Kammer, sie sollte nicht

sehen denselben Krieger vom Vormittag auf der Schwelle und hinter ihm die blühenden Bajonette seiner Spießgesellen; sie nahm es nicht mehr wahr, daß diese Nordbrenner sie umstünden und 4 oder 5 Augenpaare sie voll verhaltener Neugierde anstarrten; sie spürte es nimmermehr, wie rauhe und verbe Finger über ihre weichen und zarten Hände streiften und hörte auch nicht aus eines blondbärtigen Mannes Munde das Wort, das für Jungfer Lisbeth der Inbegriff alles Erdenglücks war und mit dem sie erst im Tode geehrt werden sollte:

„Du guets Mutterle!“

Und derweilen ihr des Korjen deutscher Knecht blutrote Herbstblumen in die gefalteten Hände gab, erscholl draußen das Sammelsignal — nach dem Heiner suchten sie nicht mehr.

Blutrote Herbstblumen wuchsen am kommenden Jahr aus dem Grabe der Jungfrau, deren liebespendendes Leben und deren opferbereites Sterben einer deutschen Mutter würdig gewesen war.

# Die Welt der Frau.

## Kritik.

Von Maria Dehn.

Geburtstagsfeier. Die Mütter sitzen um den großen Esstisch und beugen die Köpfe über eine Handarbeit. Ruhig und freundlich geht ihr Gespräch um Dinge des Alltags, klein und wichtig zugleich.

Aus der Ecke, in der die Kinder es sich bequem gemacht haben, schallt behagliches Röhern, lautes Lachen. Die Stimmen überhören, überschreien einander, bis endlich eine das Feld behauptet. Unkindlich scharf klingt die Stimme der Dreizehnjährigen, deren kalte, harte Augen funkeln, wenn gellende Laufsachen eine besonders gut gelungene Possenheit belohnen. Die Jüngeren sind ein sehr dankbares Publikum. O, nun weiß man also Bescheid! Na, man wird sich nicht einschüchtern lassen, wenn man zu Ostern in die neue Klasse kommt!

Eine feine alte Frau hebt den Kopf von der Stiderei und schaut unruhig, leise prüfend auf die Mutter der kleinen Klatschbale. — Wird sie jetzt endlich dem Wadel das Wort verbieten? Hört sie es nicht, dieses bössartige Kritifizieren, dieses Herunterreißen und Läherlichmachen der Lehrer? — Doch was ist das? Liegt da nicht beinahe etwas wie leise Befriedigung in den Augen der Mutter, als denke sie: Ja, meine Lotti, das ist eine!

Manche andere Frau wendet jetzt verstohlen den Kopf zu der Ecke, in der von weichen Kinderlippen böser Klatsch geübt wird. Man mühte wohl etwas sagen: doch die Mutter der Wortführerin ist jetzt gerade die Gastgeberin. — Schon will die feine alte Frau den Mund zu einem Tadel aufstun, da Lottis Mutter nichts zu hören scheint oder nichts hören will, da fallen in eine plötzliche kleine Stille langsam und ernsthaft die Worte einer Jahnjährigen:

„Meine Mutter sagt immer, von seinen Lehrern darf man nichts schlechtes reden!“

Heiß wallt es der alten Frau zu Herzen. Sie ruft die kleine Sprecherin zu sich heran und fragt sie nach Namen und Heimat. — Vor kurzem erst ist die Kleine in die Stadt gekommen.

Die weißhaarige Dame hält den Arm um das rosige kleine Landtind geschlungen und sieht ihm voll in die ersten Augen, in denen so viel von Heimat und Mutter zu lesen ist.

„Besuche mich doch morgen, Mädchen, ja? Ich habe so feine alte Märchenbücher mit hübschen Bildern; die will ich dir zeigen!“ — Dankbar und glücklich leuchtet es in den blauen Augen des Kindes auf.

Lotti schaut diesem kleinen Zwischenpiel verdutzt zu. Ja, die feine alte Frau Krokow besuchen, das hätte sie wohl auch gemocht! Was die nur an dem kleinen dicken Trampel vom Lande findet! Erwähnen sind eben unbedenkbar. — Lotti tröstet sich, indem sie ihrem Teller bis an die Grenze des Möglichen mit Apfelsinenpeise anfüllt. Gerade zur rechten Zeit ist die erschienen, um eine leise Feinlichkeit zu vertreiben.

Als das letzte Restchen Speise verteilt war, schlug die alte Frau Krokow ein gemeinsames Würfelspiel vor, und groß und klein stimmte begeistert zu. Alle scharten sich um den großen runden Tisch, und in der fröhlichen Spannung des Spiels vergaßen die Großen ihre wichtig-unwichtigen Alltagsorgen und die Kinder ihr unkindlich scharfes Kritifizieren.

„Reinst du, Mutter, vor dir und deinen Fehlern wird die Kritik deines so in Scharfsinnigkeit und Scharfsinnigkeit geübten Kindes haltmachen? Vor dir nicht und vor nichts wird sie haltmachen. Dein Kind ist in Gefahr, sich zu einem Menschen zu entwickeln, dem der Splitter im Auge des Mitmenschen als Balken erscheint, der in Herzensleere schließlich entsehrlich unroh, kalt, gefährdet, lieblos durch das Leben geht.“

So soll man also den Kindern, wenn sie in jugendlichem Mitteilungsbedürfnis eine schwache, ungute Seite ihres Lehrers so recht ins Licht stellen, einfach den Mund verbieten? — Ja! Aber nicht „einfach“. — Nimm dein Kind beiseite und sprich ernst-freundlich mit ihm über das, was seine Kritik herausforderte. Bringe es dazu, die guten Seiten des vorher Gelästerten zu erkennen und freudig anzuerkennen; sprich mit ihm davon, wie wir alle Schwächen haben und wie wir uns rechte Mühe geben wollen, unsere eigenen Fehler zu bekämpfen.

Kinder sind ungeheuer beeinflusbar. Sie wollen ja so gern feine, klare Menschen werden. Nur — sie vergessen

es inzwischen immer wieder. Da müssen wir Großen ihnen helfen mit viel Geduld, mit steter Selbsterziehung. Denn — Hand aufs Herz — gaben wir ihnen gerade in diesem Punkte der Kritik am Lieben und unlieben Nächsten immer das gute Beispiel freudigen Lobens, der Milde, des Schweigens?

## Eine Frau unter Menschenfressern.

Von Magda Feilich.

Ich beneide keinen so sehr, wie mein Urkelkind. Das glückliche wird sich so austennen in dem Weltall, wie ein Junge in dem Stadteil, wo er geboren ist. Für mein Urkelkind werden keine Entfernungen bestehen. Mit Teilfremdenkarte wird es nach Japan fliegen, mit Umsteiger nach dem Südpol. Am Ende der Woche wird es einen kleinen Ausflug auf den Mount-Everest unternehmen, aber wenn es ihm unterwegs einfallen sollte, daß es vergessen hat, sich von der Großmutter zu verabschieden, wird es auf halbem Wege umkehren und auf einem Raketenauto mit einem Sprung wieder zuhause sein, um das Vergessene nachzuholen. Meine Urkelin wird häufiger Gast am Meeresgrunde sein. Sie wird in hübschem Taucheranzug hinunter in die blaue Tiefe steigen, natürlich in Begleitung ihres Verehrers, und wenn die beiden etwa flirten sollten, werden die Fische weg- guden.

Abtrigens wurde diese zukünftige junge Dame schon vor- weggenommen von einer Taucherin namens Majorie Mills, Studentin aus Los Angeles. Diese 27jährige Dame tauchte diesen Sommer dreimal auf den Meeresgrund. Sie machte 300 Meter tief unter dem Wasser wunderbare Aufnahmen und schrieb über ihre Erfahrungen sehr interessante Artikel. Die Taucherin genöß sehr gute Schule bei Dr. Beebe — dem Viccard des Meeres, der in seinen freien Stunden auf dem Grunde des Tropischen und Eismerees so spazierengeht, wie ein gewöhnlicher Sterblicher am Strande.

Aber nicht nur das Meer, auch die Sahara hat Anbeter unter dem schönen Geschlecht. Fräulein Julia Wagner-Tauregg z. B., die Tochter des mit dem Nobelpreis ausgezeichneten Wiener Professors. Sie ist Botanikerin und wurde mit wissenschaftlichem Auftrage auf ein Jahr in die Sahara geschickt. Dort blieb sie aber vier Jahre lang. Vier Jahre lang schlief sie in der Hütte. Und vier Jahre lang reiste sie auf Kamelrücken in der Wüste. Sie war in dem geheimnisvollen Lande der Tuaregen, in dem die Männer noch heute schwarze Mäntel tragen und wo einst die aus den Legenden bekannte Königin Antinea regierte. Bei diesem Volke wütet heute eine fürchterliche Augenkrankheit, Trachoma genannt. Fräulein Julia Wagner-Tauregg verdankte der mitgebrachten Medizin gegen diese Krankheit, daß sie ihre Forschungen in diesem Lande zu Ende führen konnte, denn sie nahm damit die gefährlichsten der schwarzen Männer für sich ein.

Rosita Forbes, die englische Sahara-Forscherin, nahm Kuara, die für Fremde verbotene Stadt der Wüste, mit einfachem Ratron ein. Dieses ausgezeichnete Heilmittel und die Schönheit der Wüste Forbes begauberten dermaßen den großen Häuptling, daß er die weiße Frau heiraten wollte. In der letzten Stunde gelang es W. Forbes, sich vor dem ehrenvollen Antrag zu retten.

Die junge, schöne Mrs. Seebrook reiste mit ihrem Mann, einem amerikanischen Schriftsteller, vergnügt bei den Kannibalen-Stämmen Westafrikas herum. Ein Menschenfresserhäuptling hatte sie so liebgewonnen, daß er Herrn Seebrook gutmütig riet, seine Reife allein, ohne seine Frau, fortzulegen, da er aus dem benachbarten Urwalde die geheime Nachricht erhalten habe, daß dort weiße Frauen nicht gut angesehen wären. Seebrook war sehr erschrocken, seine Frau aber wollte nichts davon hören, daß er den geplanten interessanten Besuch im Urwalde fallen lassen wollte. Eine Ehefrau drohte, doch der gutmütige Häuptling trat dazwischen, indem er der jungen Frau seine Gastfreundschaft anbot, bis zur Rückkehr ihres Mannes. Sie nahmen den Antrag freudig an. Keinem von ihnen ist es eingefallen, daß bis er zurückgekehrt wäre, die junge Frau schon längst von der Speisefarke der Kannibalen gestrichen wird.

Dieselbe afrikanische Küste, Cote d'Ivoire genannt, besuchte vor 50 Jahren schon eine weiße Frau, Mrs. Kingolen. Ihre Photographie sagt überzeugender als alle geflügelten Wörter, daß dieser Feldwebel in Haube sich vor den Kannibalen nicht fürchten mußte, viel eher die Menschenfresser vor

Wintersonne am Mittag

Lehrende in der Geschichte, „Mittag Schöne“

# Das Reich der Technik.

## Neue Fortschritte in der Papiererzeugung.

Zellstoffkoher mit Zwangsumlauf der Lauge. — Dampfapparate zum Füllen der Koher. — Verbesserte Zellstofftrodnung. — Bleichen in mehreren Stufen. — Maschinen mit 320 Meter Papiergeschwindigkeit in der Minute.

Die Einführung der Papiermaschine vor mehr als einem Jahrhundert, die Erfindung des Holzschliffes als Ersatz der Lumpenfasern im Jahre 1840 und des Zellstoffes einige Jahrzehnte später stellen die wichtigsten aller bisher erzielten Fortschritte auf dem Gebiete der Massenerzeugung des Papiers dar. Die wohlfeile Tageszeitung, für jedermann erschwinglich und jedem täglich eine kaum zu bewältigende Stofffülle darbietend, die nicht minder wohlfeile Zeitschrift, sei sie nun sachwissenschaftlich oder schöngestaltigen Inhalts: beide Erzeugnisse unseres „papierenen Zeitalters“ sind jedenfalls ohne diese drei bedeutendsten Fortschritte nicht zu denken. Ein Papierverbrauch von 25 Kilogramm je Kopf der Bevölkerung, wie er vor Eintritt der Wirtschaftskrise bei uns zu verzeichnen war, oder gar von 75 Kilogramm je Kopf, wie ihn sich die Amerikaner noch vor einigen Jahren leisten konnten, wäre bei dem früher allgemein üblichen Schöpfen des Papiers mit dem Handsieb aus der Bütte ausgeschlossen.

Das Handgeschöpfte Büttenpapier stellt heute einen Luxus dar; es kommt deshalb nur noch für besondere Zwecke zur Verwendung. Für Tageszeitungen und die meisten Zeitchriften wird heute das billigere, auf der Maschine hergestellte Holzpapier verwendet, das meist aus 80 v. H. Holzschliff, etwa 20 v. H. Zellstoff und einigen Zusätzen besteht.

Die neueren Fortschritte, die in der Papierindustrie zu verzeichnen waren, betrafen sich nun zum Teil mit den Maschinen, die der Herstellung des Holzschliffes und des Papiers selbst dienen, sowie mit den chemischen Methoden der Aufschlickung des Zellstoffes. Beide Grundstoffe, der Holzschliff und der Zellstoff, werden aus Nadelhölzern erzeugt, wobei man allgemein die Fichte vorzieht. Während jedoch der Holzschliff lediglich durch die mechanische Zerfaserung der Hölzer erzielt wird, muß der Zellstoff, die reine Zellulose des Holzes, chemisch erschlossen werden. Bei der Herstellung des Holzschliffes wird das sorgsam geschälte Fichtenholz gegen einen großen, schnell umlaufenden Schleifstein gepreßt, der die Stämme unter stetem Wasserzufluß zerfasernd. Die Leistungsfähigkeit der Holzschleifer wurde in den letzten Jahren wesentlich gesteigert durch den stetigen Schleifer — eine deutsche Erfindung —, bei dem 2 in einem senkrechten Schacht umlaufende Greifereiten die oben in dem Schacht eingekapitelten Hölzer dem untenliegenden Schleifstein zuführen. Der stetige Schleifer hat eine höhere Leistung als die sonst gebräuchlichen Pressenschleifer.

Für die Herstellung der Zellulose wird das Holz auf besonderen Maschinen in etwa bohnen große Schnitzel zerhackt. Die Schnitzel werden sortiert und in großen eisernen Kochern, die in den Fabriken durch vier bis fünf Stockwerke emporreichen und 200 Kubikmeter und mehr fassen, in einer ungeleiteten Sulfatlauge etwa 15 Stunden lang bei 7 bis 8 Atmosphären Druck gekocht. Die Lauge löst aus den Holzschliffen das Lignin und andere die Verholzung bedingenden Bestandteile heraus, und ermöglicht die Entziehung eines gleichmäßigen, bleichfähigen Papierstoffes.

Als bedeutendster Fortschritt auf dem Gebiete der Zellstoffherstellung ist die Zwangsumwälzung der Lauge in den Kochern zu verzeichnen. Es wurden verschiedene Verfahren ausgearbeitet, nach denen die Kochsäure entweder aus dem oberen oder unteren Teil des Koehrs abgesaugt und durch eine Pumpe in den unteren oder oberen Teil des Koehrs wieder eingebrückt wird. Die Lauge wird somit zwangsweise durch die Kocherfüllung hindurch gedrückt, womit ein gleichmäßigerer Stoffausfluß erzielt wird, was wiederum eine bessere Stoffgüte, größere Stoffausbeute, größere je Kohereinheit erzielbare Mengen, Ersparnisse an Dampf und andere Vorteile ergibt. Bei der Zwangsumwälzung kann

der Koher bis oben hin voll Holzschliff bepackt und gleichwohl ein gleichmäßiger Stoff erzielt werden. Da Zellstoffkoher mit Zwangsumwälzung mit Dampfdrücken von etwa 2½ bis 3 Atmosphären Überdruck betrieben werden, während früher mit 7 bis 8 Atmosphären Überdruck gekocht wurde, so gestaltet sich auch die Dampfversorgung neuerzeitlicher Sulfatzellstoffabriken, sofern ihre Koher für Zwangsumwälzung eingerichtet sind, bedeutend einfacher.

Ein weiterer bemerkenswerter Fortschritt in der Zellstoffherzeugung sind die Koher-Füllapparate, die die Holzschliff mittels eines Dampfstrahles in den Koher blasen und darin ganz dicht aufschichten, während sie früher mittels Hand- oder Preßluftstampfern festgestampft werden mußten. Das Einblasen der Schnitzel mittels eines Dampfstrahles hat ferner den Vorteil, daß zugleich auch Wärme in den Koher gelangt.

Nach dem Kochen wird das Holzschliffzeug in Maschinen vollständig zerkleinert und zerfasert. Der so gewonnene Holzschliff muß alsdann noch getrocknet und — soweit er für die Papierherstellung und als Ausgangsstoff für Kunstseide verwendet werden soll — gebleicht werden. Das früher übliche Trocknen auf Zylindertrödnern wird neuerdings verdrängt durch geschlossene Trödnern, in deren warmer Luft die in waagerechter oder senkrechter Richtung durchlaufenden Zellstoffbahnen trocknen. Die in den abziehenden Schwaden enthaltene Wärme wird hierbei teilweise zum Erwärmen der den Trödnern zugeleiteten Frischluft ausgenutzt.

Auch auf dem Gebiete der Zellstoffbleicherei sind in den letzten Jahren bemerkenswerte Neuerungen zu verzeichnen gewesen. Die dem Holz je nach Art und Vorbehandlung eigentümliche Farbe überträgt es auf die aus ihm hergestellten Produkte, den Zellstoff und Holzschliff. So ist der Holzschliff aus dem Holz der Fichte gelblich-weiß, der aus der Tanne weiß bis schwach rötlich, und der aus der Kiefer rötlich gefärbt. Die Sulfatzellulose hat einen gelbgrauen, der Natronzellulose einen rötlichen, graubraunen Farbton. Da derartige Färbungen bei den meisten Papieren stören würden, so ist eine Bleichung erforderlich, das heißt, durch Einwirkung chemischer Mittel müssen die gefärbten Verbindungen in ungefärbte umgewandelt oder die gefärbten unlöslichen Körper müssen in lösliche, die auswaschbar sind, übergeführt werden. Das Bleichen erfolgt meist in mehreren Stufen, wobei in den einzelnen Stufen je nach der Art des Halbzeugs verschiedene Bleichmittel angewendet werden können.

Bei der Verarbeitung des Halbzeugs zu Papier ist das Streben nach immer höheren Geschwindigkeiten der Papiermaschinen vorherrschend. Vor etwa 8 Jahrzehnten lieferten die besten Papiermaschinen etwa 15 bis 20 Meter Papier von 1½ Meter Breite in einer Minute; vor 6 Jahren war man bei 300 Meter Papiergeschwindigkeit und 6 Meter Siebbreite angelangt. Heute gibt es Maschinen, die — allerdings bei geringerer Breite des Papierstreifens — mit 320 Meter Papiergeschwindigkeit in der Minute arbeiten.

Unabhängig von der rein fabrikationstechnischen Verbesserung der Papierherstellung hat man durch Anwendung der neuesten allgemein-technischen Fortschritte, wie Anwendung von Wärmeisoliern (Ruheisoliern), verbesserte Wärmekontrolle, elektrischen Mehrmotorantrieb der Papiermaschinen, elektrischen Einzelantrieb der Schleifer, Holländer und Kalandre, durch moderne Transportanlagen, Elektroarren usw. den betriebstechnischen Wirkungsgrad der Papierindustrie soweit gesteigert, daß moderne Betriebe dieser Art als Musterbeispiele der wirtschaftlichen Fertigung angesehen werden dürfen.

## Neuartige Gründungsverfahren in tiefem Wasser.

Eine Mole auf Eisenbeton-Hohlkäulen. — Pfahlgründung mit 44 Meter langen Beton-Hohlpfählen. — Unterwasser-Sprengungen für eine Pfeilergründung.

Bei der Errichtung von Brückenpfeilern und anderen Bauwerken in tiefem Wasser war früher die sogenannte Druckluftgründung allgemein üblich. Bei dieser Gründungsweise wird an der betreffenden Baustelle eine Art Taucherglocke abgesenkt. In die Taucherglocke eingepreßte Luft verhindert das Eindringen des Wassers in den oben geschlossenen eisernen Senkfaß. Um zur Baustelle zu gelangen, müssen die Arbeiter sowohl als auch das zu entfernende Erdreich bzw. die später einzubringenden Baustoffe eine in die Decke des Senkfaßes eingebaute Luftschleuse (eine Kammer mit doppelten Türen) passieren, was natürlich jedesmal mit einem ziemlichen Zeitverlust verbunden ist.

Hinzu kommt, daß eine Wasserfülle von 10 Meter Höhe einen Druck von 1 Atmosphäre ausübt. Müssen die Arbeiter z. B. in 40 Meter Wassertiefe ausgeführt werden, dann ist ein Luftdruck von reichlich 4 Atmosphären im Senkfaß erforderlich, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. Bis zu diesem Luftdruck vermögen zwar Menschen ohne ernste Gefährdung ihrer Gesundheit noch zu arbeiten, doch nur in stark verkürzten Schichten und bei verminderter Arbeitsleistung. Der häufige Schichtwechsel und die verminderte Leistung gestalten somit Druckluftgründungen in solchen Tiefen sehr kostspielig.

Aus diesem Grunde haben die Bauingenieure in den letzten Jahren verschiedene neuartige Gründungsverfahren für Arbeiten in tiefem Wasser ohne Anwendung von Druckluft ausgearbeitet, und verschiedenartig mit sehr gutem Gelingen praktisch angewendet.

So wurde jüngst in Le Verdon, dem Vorhafen der 90 Kilometer weiter im Lande an der Garonne liegenden Stadt Bordeaux, von einer Arbeitsgemeinschaft, der außer französischen auch eine bekannte deutsche Tiefbau-Unternehmung angehörte, eine 300 Meter lange Mole errichtet, deren 40 Meter breiter, von Eisenbahnzügen und Kraftwagen befahrbarer Überbau auf 96 gewaltigen Eisenbeton-Hohlkäulen von 26 Meter Länge und 4 Meter Durchmesser ruht. Diese Mole dient zur schnellen Abfertigung der Fahrgäste der großen Ozeanriesen, die wegen ihres Tiefganges von 8 Meter und darüber nicht bis Bordeaux fahren können.

Die Hohlkäulen wurden an Land fertig betoniert, auf

flachen Wagen zu Wasser gebracht, und von einem Schwimmträn an ihren Standort gebracht und hier aufgerichtet und abgeleckt. Im Innern der etwa 300 Tonnen wiegenden Hohlkäulen, deren Schäfte eine Wanddicke von 15 Zentimeter besitzen, waren eine Anzahl Röhre angeordnet, durch die eine Rammpumpe den Boden unter dem Sockel absaugte. Die Säulen senkten sich auf diese Weise immer tiefer in die Sandschichten, bis sie auf festem Ton auf tragfähigem Grunde lagen. Sobald jede Säule die bestimmte Tiefe erreicht hatte, wurde zunächst die glockenartige Erweiterung ihres unteren Endes unter Wasser mit Beton ausgefüllt. Dann wurde das in der Säule verbliebene Wasser ausgepumpt und der ganze Hohlraum mit Beton ausgefüllt. Über die fertig erstellten 96 Pfähle wurde schließlich ein aus fast 3½ Meter hohen Eisenbetonträgern bestehender Überbau von 40 Meter Breite errichtet, der die Eisenbahngleise und eine Autostraße trägt.

Fast die doppelte Länge hatten die Hohlpfähle aus Beton, die beim Bau einer Brücke über den Bärter bei Stockholm für die Pfeilergründung verwendet wurden. An den für die Pfeiler in Betracht kommenden Stellen hatte das Wasser zwar nur bis zu 20 Meter Tiefe, doch war tragfähiger Boden erst in 35 bis 40 Meter Tiefe vorhanden. Die Pfeiler mußten deshalb auf einem Pfahlrost errichtet, und die Pfähle selbst durch die etwa 20 Meter dicke Schicht von Lehm und Geröll bis auf den tragfähigen Boden hindurchgetrieben werden. Für jeden Pfeiler wurden nur 14 Pfähle vorgezogen. Allerdings solche von ganz außergewöhnlichem Durchmesser. Da das Einrammen, wie überhaupt das Aufrichten solch langer und starker Pfähle aus Beton große Schwierigkeiten bereitet hätte, so wählte man eine neue Methode der Pfahlgründung. Statt voller Pfähle fertigte man Eisenbeton-Hohlpfähle von 93 Zentimeter Durchmesser an, die an Land mit einer Bewehrung von spiralförmig umschürten Längsseilen hergestellt und schwimmend an die Baustelle gebracht wurden. Die schwimmende Ramme richtete dort die Pfähle auf und rammete sie ins Flußbett. Der ins Innere der Röhren eingebrachte Lehm wurde darauf durch eine Luftpumpe entfernt und schließlich der ganze Hohlraum mit Beton ausgefüllt. Die ausgefüllten Pfähle stellten nunmehr volle Pfähle von 93 Zentimeter Durchmesser dar.

Im Januar dieses Jahres wurde die längste Hängebrücke der Welt, die das Goldene Tor bei San Franzisko in einem gewaltigen Hängebogen von 1280 Meter Spannweite überbrücken soll, in Angriff genommen. Da das Goldene Tor an der Baustelle etwa 1600 Meter Breite hat, so muß der südliche Brückenpfeiler in 340 Meter Abstand vom Ufer in rund 20 Meter tiefem Wasser errichtet werden. Bei der Gründung dieses Pfeilers mußten etwa 23 000 Kubikmeter Felsen in 15 bis 24 Meter Tiefe unter dem Wasserspiegel abgetragen werden, da der Pfeiler zwecks Sicherung gegen die in dortiger Gegend öfter auftretenden Erdbeben rund 7 Meter in den Felsen hineinragen soll.

Die Bauleitung entschloß sich zum Lossprengen des Gesteins. Von einem Kransschiff wurden ohne Anwendung von Bohrern 4½ Meter tiefe Löcher in Abständen von etwa 6 Meter mit Hilfe kleinerer Sprengkörper in Form langgestreckter Bomben ausgeprengt. Die Bomben waren mit 1 bis 1,4 Kilogramm eines besonderen Sprengstoffes gefüllt und wurden in langen Stahlföhren bis auf den Felsen herabgelassen. Je nach der Felsbeschaffenheit wurden bis zu 25 Bomben für ein Loch benötigt. Je sechs dieser Löcher wurden alsdann mit einer Ladung von über 100 Kilogramm hochexplosiven Sprengstoffes gefüllt und die sechs Bomben gleichzeitig entzündet. Der Felsen wurde hierdurch an der Sprengstelle so zerkleinert, daß das Geröll mit einem Greifer vom Schwimmträn aus weggeräumt werden konnte.

## Kommt der „Atomenergie-Motor“?

Bewegungsenergien wie bei einer Beschleunigungsspannung von 8 Millionen Volt. — Ein Kilogramm Lithium würde bei Umwandlung eine Wärmemenge von 60 Milliarden Kalorien liefern. — Warum können jetzt diese Energien noch nicht fruchtbar gemacht werden?

Die Ausbeutung der ungeheuren Energien, die bei der Umwandlung der Elemente freierwerden, ist das hauptsächlichste Ziel der Technik der Zukunft. Alle Sorgen um das Verschwinden der Kraftspender wie Kohlen werden sich in Nichts auflösen, wenn es gelingt, die in den Atomen wohnenden Energien nutzbar zu machen. In der jüngsten Zeit sind auf diesem Gebiete ungeheure Fortschritte erzielt worden. Die Zertrümmerung der Atome, die bisher nur mit Alphastrahlen radioaktiver Elemente möglich war und dadurch zu den Seltenheiten gehörte, wird jetzt mit „künstlichen“ Entladungstrahlen in großem Maßstabe durchgeführt. Eine Entladungsröhre ermöglicht es, mit Hilfe von Wasserstoffatomen, die eine „Nachbeschleunigung“ nach dem Verfahren des Professors R. Wien erhalten haben, Lithium- und Boratome zu zertrümmern. Man kann diese Zertrümmerung mit Hilfe eines Leuchtstrahms von Zinkulfid und einer Wilsonschen „Rebellkammer“ beobachten. Dabei wurden eigenartige Feststellungen gemacht, die für die Zukunft vielleicht von Bedeutung werden können. In der Rebellkammer kann man nämlich die verschiedenen Teile, die bei der Zertrümmerung eines einzelnen Atoms mit Hilfe der Wasserstoffkanalstrahlen fortgeschleudert werden, beobachten. Bei der Zertrümmerung eines Lithiumatoms, das die Masse 7 besitzt, wurde angenommen, daß ein neues Atom mit der Masse 8 entsteht, da in das Lithiumatom ein Wasserstoffatom mit der Masse 1 hineingeschoben wurde. Masse 7 + Masse 1 mußte nach der Theorie Masse 8 ergeben. Das in der „Rebellkammer“ beobachtete Experiment zeigte aber, daß sich die Atome nicht nach der Theorie richteten, sondern einen anderen, gegebenen Weg einschlugen. Das Lithiumatom zerfiel nämlich explosionsartig in zwei gleiche Teile mit der Masse 4, also in zwei Heliumatome, denn Helium hat das Atomgewicht 4. Nun zeigen diese Trümmer, wie Professor Dr. Fritz Kirchner in der „Umschau“ mitteilt, eine ganz eigenartige Erscheinung. Die Wucht der ausgeschleuderten Trümmer ist nämlich ganz erheblich größer, als die der entstehenden Wasserstoffatome. Bei der Zertrümmerung von Lithium z. B. ist die Bewegungsenergie jedes einzelnen der beiden ausgeschleuderten Heliumatome so groß, wie sie ein einfach geladenes Atom erst nach dem Durchlaufen einer Beschleunigungsspannung von 8 Millionen Volt haben würde. Es wird also bei der Umwandlung von Lithium in Helium eine ungeheure Energie frei, die so groß ist, daß die bei der Umwandlung von 1 Kilogramm Lithium freiwerdende Energie einer Wärmemenge von rund 60 Milliarden Kalorien haben würde. Das ist der Heizwert von ungefähr 7000 Tonnen Steinkohle. Die Ausbeutung der Energie durch Verbrennung ist, wie schon aus diesem Beispiel herdergeht, lächerlich gering, denn durch die Atomumwandlung werden millionenfach größere Energien frei. Das Bestreben der Technik muß sich in der Zukunft darauf richten, diese Verschleuderung von Kraftquellen zu verhindern. Der „Atomenergie-Motor“ oder der „Elementverwandlungs-Motor“ ist der Motor der Zukunft. Bisherhand besteht allerdings noch keine Möglichkeit, einen derartigen Motor zu bauen, da die „Entzündungstemperatur“, bei der die Umwandlung der Elemente merklich von selbst vor sich gehen würde, viel zu hoch ist. Auf dem Gebiete der Atomzertrümmerung sind aber seit dem Tage, da Rutherford in England mit Alphastrahlen des Radiums einen derartigen Erfolg erzielte, so ungeheure Fortschritte gemacht worden — Mittel wurden in ungeheurer Weise vereinfacht und dabei die Erfolge vermilionenfacht —, daß die Entwicklung an diesem Gebiete noch nicht abgesehen ist. Einsteilen dienen die Experimente der Erforschung des Atomkernes und seiner Materie. Als „Nebenindustrie“ wird eines Tages der „Elementumwandlungs-Motor“ abfallen.

## Das Herz ist der leistungsfähigste Motor, den es gibt.

Unser Herz ist eine Art Kraftmaschine, denn es arbeitet mit jedem Takt, preßt Blut in unsere Adern beim Vorwärtsgang, saugt Blut aus den Venen beim Rückwärtsgang und ist ohne Unterbrechung tätig. Seine Leistung beträgt pro Sekunde rund 300 Liter Blut, täglich 7000 und mehr als 2,5 Millionen Liter jährlich. Diese enorme Arbeitsleistung würde bei einem Auto etwa heißen, in einem Jahre rund 3000 Kilometer weit fahren, also in dreizehn Jahren einmal um die Erde herum. Da das normale Herz aber viel länger arbeitet als nur 13 Jahre, meistens fünf- bis sechsmal so lange, so kann man von dem Herzmotor mit Sicherheit behaupten, daß er ein Auto ohne Panne, ohne Unterbrechung fünfmal rings um die Erde fahren kann. Wieviel Bereisungen würde er überleben! Und wie sehr muß sich unsere Technik noch anstrengen, um einen Motor zu bauen, der den Herzen an Betriebsfähigkeit bei ununterbrochener Beanspruchung gleichwertig wäre.

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 337.

Sonntag, 10. Dezember

1933.

## Die allzu ordentliche Elisabeth

Roman von Gabriele Eckhard

4. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Von Minute zu Minute stieg ihre Erregung, sie hätte ihn dahaben und so verletzen wollen, daß er, selbst gepeinigt, einen geringen Begriff von der unveränderlichen Pein bekommen sollte, die sie zermarterte! Weshalb hatte sie ihm nicht schon längst gesagt, daß seine Gegenwart nur ihren Schmerz immer von neuem weckte, daß sie — oh, sie redete es sich nicht ein, bestimmt würde sie gesunden, wenn sie ihn nicht mehr zu sehen und seinen geduldigen Bemühungen nicht mehr auszuweichen brauchte!

Morgen — bis dahin war es noch lange, weshalb sollte sie sich nicht eine ruhige Nacht mit herrlich erquickendem Schlaf bereiten, indem sie ihm sofort, sofort telephonisch alles sagte?

Wie alle Übernerdösen überlegte sich Dorothee nicht einen Augenblick die Wirkung, die ihr Verhalten auf Matthias haben würde — ganz egozentrisch glaubte sie den Ausweg für sich selbst gefunden zu haben. Von Freundschaft, Dankbarkeit für sein Ausharren, Anhänglichkeit, von den vielen gemeinsamen Erinnerungen war kein Schatten mehr in ihr, wie in einem Taumel hob sie den Hörer des Telephons und verlangte Matthias Nummer, aber es meldete sich niemand. Diese Tatsache brachte sie nicht etwa zu einer gewissen Besinnung, sondern sie wurde deshalb zornig auf Matthias, als bedeute sein Schweigen eine Treulosigkeit. Hastig und ohne Überlegung zog sie im Entree einen Mantel über, ließ Hut und Handschuhe liegen, lief eilig die Treppe hinunter und stand auf der Straße. Es war schon Mitternacht vorbei und es hatte vor kurzem wieder angefangen, sacht zu regnen.

Matthias war, als er von Dorothee aufgebrochen war, nicht direkt nach Hause gegangen. Seine Mißstimmung und Unrast hatten ihn durch verschiedene Straßen und in ein ganz anderes Stadtviertel geführt, er war vor sich hingegangen. Blei im Kopf und in den Gliedern und in einer Gemütsstimmung, die er selbst verächtlich fand, ohne sie abwerfen zu können. Als er eine ganze Zeit gegangen war, fing es leise zu regnen an und dadurch, daß er die Tropfen im Gesicht fühlte, wurde er daran erinnert, daß es schon ziemlich spät und er eine ganze Strecke von seiner Wohnung entfernt sei. Er sah nach der Uhr und entdeckte, daß es schon auf Mitternacht ging. Plötzlich verspürte er einen heftigen Durst, entschloß sich, noch eine Kleinigkeit zu trinken, ehe er nach Hause fuhr, und da er die blanken Scheiben eines kleinen Kaffees auf der anderen Straßenseite entdeckte, ging er hinüber und trat ein.

Es war noch ein Gast in dem kleinen, hellen Raum, ein junger Mann, der melancholisch auf einer Bank an der Wand saß und vor sich hinstarrte. Matthias setzte sich an einen Tisch nicht weit von dem anderen Gast und bestellte bei dem müden Servierfräulein, das erst nach längerer Zeit auftauchte, einen Kaffee.

Da es anscheinend längere Zeit in Anspruch nahm, bis er ihn bekommen konnte, versiel er in Grübeln, in diesem Augenblick hätte er für die ganze Welt und ihre

sämtlichen Bewohner keinen Sechser gegeben. Schließlich sah er auf und bemerkte, daß der andere Gast ihn ansah. Er überlegte rasch, aber er konnte sich dieses Gesichtes absolut nicht erinnern. Da sagte der andere: „Geben Sie sich keine Mühe. Sie kennen mich nicht und ich kenne Sie nicht, ich sah Sie nur an, weil ich mir dachte, da ist einer ebenso verzagt wie ich.“

„Ich bin gar nicht verzagt“, hörte sich Matthias zu seinem eigenen Erstaunen antworten, „ich bin nur betrübt.“

„Ah!“ machte der andere gedehnt. „Ein sehr feiner Unterschied! Ich bin nämlich betrübt und verzagt, also weiß ich die Nuancen zu schätzen.“

Matthias mußte lächeln. Da das Fräulein eben seinen Kaffee brachte, antwortete er nicht sofort, sondern trank durstig ein paar Schluck und sagte dann: „Betrübt ist immer noch besser als verzagt.“

„Natürlich“, sagte der junge Mann. „Darf ich fragen, weshalb Sie betrübt sind? Beruf oder privat?“

Dieser Inquisitor machte Matthias Spaß, er war auf einmal ganz guter Laune und erwiderte: „Privat — sowas gibt's noch!“

Der andere zuckte die Achseln, als wollte er Matthias' Kummer und Betrübnis als Kleinigkeit abtun und bemerkte: „Privat! Das habe ich mir gedacht!“

„Sie scheinen außerordentlich scharf zu beobachten“, entgegnete Matthias ein klein wenig gereizt. „Weshalb interessiert Sie das eigentlich?“

„Es interessiert mich, worüber sich die Leute Sorgen machen, die keine haben.“

„Ich wünsche auch, ich hätte keine. Ihre Art, mich auszufragen und dann unliebenswürdig zu kritisieren, ist einigermaßen merkwürdig, wie Sie mir zugeben werden.“

„Ich wollte Sie nicht beleidigen, wirklich nicht — das ist wirklich nicht meine Absicht — ich habe auch eigentlich geredet, ohne recht hinzusehen — wissen Sie, manchmal redet man doch nur, um zu reden!“

„Kann sein.“ sagte Matthias. „Ich persönlich habe nie das Bedürfnis.“

„Ah“, machte der andere, „da sind Sie aber gut dran. Wissen Sie, wenn man so den ganzen Tag allein ist und kein Mensch kommt, oder es kommt jedenfalls stundenlang kein Mensch, dann beginnt man eine Art Redezwang zu bekommen.“

„Und dann sehen Sie sich hierhin? Es hätte Ihnen doch gut passieren können, daß Sie den ganzen Abend allein geblieben wären?“

Der junge Mann antwortete nicht und Matthias trank seinen Kaffee aus, und da er ihn schon bezahlt hatte, als das Fräulein ihn brachte, so erhob er sich und wollte nach einem Gruß gehen, aber der andere stand auf und fragte: „Stört es Sie, wenn ich Sie noch ein Stück begleite?“ In seiner Stimme glaubte Matthias Angst vor dem Alleinsein zu hören, so sagte er: „Bitte, gar nicht,“ und sie traten zusammen auf die Straße.

Es regnete immer noch, nicht stark, aber hartnäckig. Matthias war eine ganze Strecke von seiner Wohnung entfernt, und da er ohne Acht zu geben vorhin einfach

hingegangen war, wohin seine Füße ihn tragen wollten, so entdeckte er, daß er gar keine richtige Verbindung nach Hause hatte und es das Zweckmäßigste wäre, zu Fuß zu gehen. Er trabte also los, und der junge Mann blieb schweigend an seiner Seite.

Als sie eine ganze Zeit gegangen waren, begann er plötzlich zu reden. „Sie finden es sicher sonderbar, daß ich so mit Ihnen mitlaufe und mich ihnen sozusagen aufdränge.“

„Ach wo,“ sagte Matthias, der an Dorothee gedacht hatte und schon beinahe vergessen hatte, daß jemand neben ihm ging.

„Doch,“ beharrte sein Begleiter. „Sie müssen das merkwürdig finden. Ich finde es selbst merkwürdig, aber ich habe heute so das Gefühl eines verirrtten Hundes.“ Er schwieg eine kleine Weile, während deren Matthias auch nicht wagte zu reden, und fuhr dann fort: „Was würden Sie tun, wenn Sie eine Idee hätten, eine gute, eine erstmalige Idee, und Sie würden doch sehen, daß Sie sich damit nicht halten können.“

Matthias fand die Frage etwas einfältig. „Mein Gott,“ sagte er, „eine Idee an sich ist doch garnichts so Besonderes, es kommt darauf an, wie schwerwiegend Ideen sind, bloß eine Idee haben, das hat schließlich jeder mal!“

„Es muß doch nicht jede Idee gleich ein weiter-schütterndes Ereignis heraufbeschwören — ich meine, wenn Sie eine nette, gute Idee hätten, von der jeder Ihnen sagt, damit können Sie was machen, und nachher war die ganze Rechnung falsch — was denn?“

„Worin besteht dann also Ihre Idee?“ fragte Matthias gelangweilt.

„Sie sind kein Kaufmann, nicht wahr? Also dann hat es keinen Sinn daß ich Ihnen das hier um ein halb ein Uhr nachts lang und breit auseinandersetze, vielleicht sind Sie überhaupt uninteressiert an der ganzen Sache, ich meine nur, was soll ich tun, wenn ich sehe, daß die Sache, die doch einschlagen müßte, nicht einschlägt, daß ich nicht genug Kapital habe, um wer weiß wie lange auf das Einschlagen meines Gedankenblikes zu warten, während ich überzeugt bin, daß die Idee großartig und aktuell ist, und ich bloß nicht den Dreh gefunden habe, sie genügend auszuwerten.“

„Sind Sie gelernter Kaufmann? Haben Sie Werbewesen und Reklame studiert? Verstehen Sie etwas von Kundenpsychologie und solchen Kunststücken?“

„Ich bin eigentlich Landwirt,“ sagte der andere ganz leise, „ich war zweiter Inspektor auf einem großen Gut, aber ich konnte es nicht mehr aushalten — ich bereue es auch nicht, nein, gar nicht, — als ich eine kleine Erbschaft machte, hatte ich plötzlich die Idee, und da bin ich eben losgegangen und habe einen Laden, einen sehr hübschen Laden übrigens, aufgemacht?“

„Und mit wem haben Sie sich da beraten?“

„Mit meinem Freund, der Versicherungsmathematiker ist.“

„Eigentlich geschieht Ihnen recht,“ sagte Matthias und blieb stehen, „so buttert man heute nicht mit seinem Geld! Sie scheinen ja viel zu viel von dem Artikel zu haben! Übrigens haben Sie recht, ich bin nicht Kaufmann, und wenn Sie sich da von mir was sagen lassen wollen, so werden Sie nicht viel Vernünftiges hören, bloß einen guten Rat kann ich Ihnen geben — beraten Sie sich mit einem Fachmann, ehe es zu spät wird.“

Der andere trottete neben ihm her, der Regen sank sanft hernieder, Matthias stellte mit Befriedigung fest, daß es nur noch ein paar Häuser zu seiner Wohnung waren. Er hatte plötzlich den Eindruck, daß sein Begleiter sich an ihn klammern und womöglich mit ihm hinaufkommen würde, und dazu hatte er, müde vom Tage, und von dem Zusammensein mit Dorothee immer deprimiert, nicht die geringste Lust. Er blieb vor dem Hause stehen, und auf einmal fiel ihm etwas ein: „Ich habe eine gute Freundin,“ sagte er, „die versteht enorm viel vom Geschäft, das heißt weniger vom Einkauf und Verkauf als von den Nebenkünsten, die anscheinend heute so überaus wichtig sind. Geben Sie mir Ihre

Adresse, ich werde der Dame sagen, daß sie sich mit Ihnen in Verbindung setzt, haben Sie keine Bange, sie macht alles sehr billig, Sie werden mal mit ihr reden, und vielleicht kommt dabei doch etwas heraus.“

„Danke sehr,“ sagte der andere, „das ist sehr freundlich von Ihnen, obgleich ich im allgemeinen nicht für die Kinkerlitzchen bin, die heute so gemacht werden.“

„Na schön,“ sagte Matthias etwas ungeduldig, da er gern nach oben und ins Bett wollte, und der junge Mann ihm nachgerade auf die Nerven ging, „dann lassen Sie eben die Prachtidee fahren und gehen ohne Kinkerlitzchen Pleite.“

„Das hat mir heute schon mal jemand gesagt,“ machte sein Begleiter nachdenklich, „na also, wenn Sie meinen, dann bitte ich darum. Hier ist meine Karte, und schönen Dank für Ihre Freundlichkeit, mich mit Ihnen laufen zu lassen.“

Bitte, bitte,“ sagte Matthias müde und ergriff flüchtig die gebotene Hand und verschwand im Hause. Auf der Treppe sah er sich die Karte an, die er noch in der Hand hielt: „Erik Sengewald“, stand darauf, „Hohenzollernplatz 78“. Beruf war nicht zu ersehen, na schön, dann nicht. Matthias ging nach oben und geradewegs schlafen, und obgleich er Kaffee getrunken hatte und auch sonst überzeugt war, daß er nicht würde einschlafen können, so war er doch in die Arme des Traumes geslitten, ehe er es noch recht bemerkt hatte.

Erik Sengewald hatte Recht gemacht, er spürte nun auch, daß er müde war, und plötzlich hatte er einen riesigen Kragenjammer, weil er sich so an einen fremden Menschen geheftet hatte, Dinge zu ihm gesagt, die diesen weder interessieren konnten noch im geringsten etwas angingen, als wäre es selbstverständlich, daß jeder jedem, wenn schon nicht mit Tat, so doch mit Rat behilflich sein sollte — der Teufel hole die Nerven, das Geschäft, Berlin und die ganze Welt. Er ging weiter. Matt, naß und in einer Stimmung, die eigentlich überhaupt keine mehr war, manchmal war eben doch alles unerträglich, und man sah nicht ein, warum man es immer weiter ertrug.

Er bog gerade um die Ecke, noch nicht weit von Matthias Haus entfernt, als er eine Frau auf sich zu kommen sah, die merkwürdig schwankte. Er wurde darauf aufmerksam, weil es ihm ungewöhnlich schien, daß eine so betrunkene Frau in dieser stillen Wohngegend nachts durch die Straßen wanken sollte. Vielleicht war sie krank? Er kam näher und sah, daß die Frau in schwarz gekleidet war, keinen Hut trug, sondern daß ihr das Haar strähnig und regennäß ins Gesicht hing. Sie versuchte auch nicht, es fortzuschieben, sondern taumelte, als ob die Füße sie nicht mehr trügen, von einer Seite des Bürgersteigs auf die andere. In der einen Hand hielt sie pendelnd eine Tasche, ihre Augen waren in einem geisterhaft bleichen Gesicht ganz groß aufgerissen. Erik erschrak ein wenig, er überlegte sich, ob er nicht auf die andere Straßenseite gehen und die Begegnung mit der sonderbaren Erscheinung vermeiden sollte, da war sie aber schon in der selben Höhe angelangt und als er eben an ihr vorbeigehen wollte, hörte er sie leise und vergehend aufseufzen, automatisch sagte er zu und hielt zu seinem wortlosen Entsetzen eine ohnmächtige Frau in den Armen.

### 3. Kapitel.

Gegen Morgen hatte das Wetter sich gebessert. Elisabeth, die sich vorgenommen hatte, um halb sieben Uhr fortzufahren, sah zu ihrem Entzücken, daß die Sonne schien, als um halb sechs der Wecker ging. In den kühlen und frischen Morgen hinauszufahren, war ein Spaß für sich, und wenn man dann noch einen Tag vor sich hatte, der zwar viel Arbeit, aber doch auch Verdienst bringen würde, dann war das Leben nicht mehr so trübe wie am Abend vorher. Familiengeschichten und Freundschaftsforderungen, Verlassenheit und Sehnsucht — alles wog leichter und schien nicht mehr so unabänderlich.

(Fortsetzung folgt.)

## Winter Sonne am Mittag.

Nun ist über Mittag die Sonne gekommen  
Hell leuchtend und rein;  
Hat nebligen Dunst von den Feldern genommen  
In unserm Herzen ein Feuer entglommen  
Mit lohendem Schein.  
Die flammenden Strahlen erwecken ein Träumen  
Von goldiger Zeit,  
Wo brauste des Sommers lebendiges Schäumen  
In Wiesen und Wäldern, in Busch und in Bäumen —  
Der Traum liegt so weit. —  
Nun aber sind alle die seligen Lieder  
Von Liebe und Lust —  
Von blühenden Rosen und duftendem Flieder  
Erstanden mit lachender Sonne uns wieder  
In hoffender Brust.

J. W. Riemer.

## Der verlorene Sohn.

Von Carl Conrad.

Wunder reitet durch die Prärie von Chotie nach Santo Rado, wo er Petroleum und Seife kaufen und etwas Geld auf der Bank einzahlen will. Hager und trumm sitzt er zu Pferde, und sein weißer Bart geht ihm bis auf die Brust. Das Pferd stampft müde durch das Gras und die Steppenrosen. Sein Fell ist dunkel von Schweiß.

Wunder wohnt seit sieben Jahren in Chotie. Damals zog er her, um seinen Sohn zu suchen, der eines Abends in Frisco die Tür hinter sich zuschlug, um nicht mehr zurückzulehren. Sechszehn Wochen später erhielt der Vater eine Postkarte aus Santo Rado. Darauf stand: „Man kann auch ohne Arbeit leben. Beste Grüße Robert.“ Anfangs hatte der Alte ganz Santo Rado, alle umliegenden Gehöfte und die halbe Steppe abgesehen, soweit das bei einer Steppe überhaupt möglich ist, aber im Lauf der Jahre hatte er alle Hoffnung verloren, seinen Sohn wiederzufinden.

Steif und gedankenlos sitzt er auf seinem Pferd und macht geduldig dessen Schwankungen mit. Jetzt wird das Gras so hoch, daß es seine Samaschen streift und dem Pferd gegen die Brust peitscht. Man nähert sich einer jener Gruppen von Pfirsichbäumen, die in dem unabhätbaren Meer der Steppe gleichsam Inseln bilden. Das Pferd hält an. Wunder richtet sich auf, bringt mühsam das rechte Bein über den breiten Rücken des Pferdes und springt hinab. Das Gras geht ihm fast bis in Augenhöhe, wie er aber der Insel näher kommt, wird es niedriger und verschwindet bald ganz. Einige Kimothen richten zitternd sich auf und jucken bei der Berührung durch seine Füße zusammen. Hier ist der Boden dicht mit Erdbeeren bedeckt. Die Apfelfelsen sind von wildem Wein umspinnen, die Insel ist völlig undurchsichtig. Wunder hockt sich an ihrem Rande im Schatten nieder, krüht die Arme auf den Boden und streckt die Beine langsam von sich. Eine Weile genießt er die Kühle. Dann fühlt er noch einmal nach seinem Geld, das er in der breiten Tasche des Hemdes auf seiner Brust verwahrt, wischt sich mit dem Handrücken den Schweiß aus den Augen und beginnt, die Erdbeeren zu pflücken, soweit sie in Reichweite stehen. Das Pferd zupft Blätter von den Bäumen.

Pfötzlich hält es ein, wirft den Kopf hoch und schnuppert. Wunder sieht, wie die schwarzen, feuchten Näskern sich bewegen. Er hat ein sonderbares Gefühl im Rücken, wagt aber nicht, sich umzudrehen. Er fühlt, daß seine Kopfhaut sich zusammenzieht. Während er mit der linken Hand ruhig weiter Beeren pflückt, sucht er die rechte langsam in die Nähe des Revolvers zu bringen, den er am Gürtel trägt. Eine Stimme hinter seinem Rücken sagt leise: „Salt!“ Wunder fährt herum. Dort steht ein Mann und hält in der einen Hand einen kleinen Revolver, in der anderen einen schwarzen Eldorado-Sombrero. Sein Gesicht ist von der Sonne beinahe schwarzgebrannt, die Augen sind so zusammengedrückt, daß man nur die schmalen, dunklen Schlitze sieht. „Ich bitte um Ihr Geld!“ sagt ruhig der Mann. Wunder hat das Gefühl, als blide der Fremde auf seine Brusttasche. Wunder knüpft sie langsam auf und hält ihm die Scheine hin. Aber er streckt seinen Arm dabei nicht aus, die Hand mit dem Geld ist kaum einen halben Meter von seiner Brust entfernt.

Der andere setzt den Sombrero auf und kommt näher. Er bückt sich sogar ein wenig, um das Geld an sich nehmen zu können. Wunder blickt ihm unverwandt ins Gesicht. Er fühlt sich plötzlich jung und gelenkig. Er macht einen schnellen Sprung wie eine Kacke und faßt den Fremden bei den Beinen. Der Schuß geht los, die Kugel fährt knapp über Wunders Rücken. Der Fremde verliert das Gleichgewicht und stürzt nach vorn, über den Alten. Der sucht den Revolver an sich zu bringen. Pfötzlich beißt er mit aller Kraft in des Fremden Handgelenk, der aufstöhnt und den Revolver losläßt. Schon kniet der Alte auf seiner Brust. Aber die linke Hand ist noch frei. Sie ballt sich in dem kühlen Erdbeergebüsch und laßt in einem halben Bogen auf Wunders Schädel. Wunders sint

seitwärts in die Erdbeeren. „Alles Schwein!“ brüllt der Fremde und will auf die Beine springen, aber der Alte hat sich schon wieder erholt. Mit feuertotem Kopf kniet er da, funkelnde Schweißtropfen auf der Stirn, und zielt mit dem Revolver nach des Fremden Schädel. Der läßt sich wieder zur Erde sinken und hebt die Arme hoch. Sein Gesicht ist jetzt ein wenig heller geworden. Der Alte wirft sich leuchtend auf die Brust des Fremden, packt seine Kehle und hält ihm den Lauf des Revolvers an die Schläfe. Dabei schreit er mit seiner hohen, beinahe kreischenden Stimme ununterbrochen: „Du Saulump! Du Ergschust! Mir altem Mann so was antun! Du . . . Du . . .!“

Da er keine neuen Ausdrücke mehr findet, stößt er dem Fremden mehrere Male den Pistolenschuß gegen die Schläfe. Dann leuchtet er: „Deinen Namen! Deinen Namen!“ Der Fremde läßt völlig erschöpft den Kopf hintenüberfallen. Die Adern an seinen Schläfen und seinem bloßen Halse klopfen sichtbar.

Wunder läßt die Kehle nicht los. Er drückt noch fester, und fühlt, wie er die Luftröhre des Fremden zwischen seinen Fingern hält. Er wiederholt: „Deinen Namen!“ Der Fremde reißt die Augen auf, blickt starr zum Himmel und sagt: „Robert Wonder.“

Der Alte sitzt völlig unbeweglich. Er hat das Gefühl, abwechselnd in siedendes Wasser und in Eiswasser getaucht zu werden. Er läßt die Kehle seines Sohnes los, bleibt aber noch immer auf dessen Brust sitzen. Seine Augen bliden in die Ferne. Am Horizont steigt über leichten, rötlichen Dunststreifen Dunkelheit auf und verbreitet sich schnell über die Himmelskuppel. Im Baumgewirr der Insel singt eine Whippoorwill, lange und klagend. Der Alte steht auf und geht zu seinem Pferd. Er klopft den glatten Hals und schnallt die Satteltasche auf. Er greift mit seiner schweren Hand hinein und zieht ein Brot, eine Wurst und eine Aluminiumflasche mit Whisky heraus. Das Brot im Arm, die Flasche und die Wurst in den Händen, arbeitet er sich durch das hohe Gras zu seinem Sohn zurück.

Er hat ein traumhaftes Gefühl und tritt fest mit den Füßen auf, um sich wieder in die Wirklichkeit zurückzubringen. Robert sitzt aufrecht, die Hände auf die Erde gestützt, und blickt vor sich hin. Der Alte reicht ihm die Flasche. Robert setzt sie an die Lippen, legt den Kopf in den Nacken und macht einen ordentlichen Schluck. Man sieht, wie sein Adamsapfel auf und nieder gleitet. Der Alte nimmt die Flasche wieder und legt sie neben sich auf den Boden. Dann sagt er leise: „Robert! Erinnerst du dich noch an den Holzjäger, den dein Vater dir aus einer alten Havannafiste gemacht hat? Wenn man das Spielzeug auf einen Topf mit lohendem Wasser stellte, drehte der aufsteigende Dampf das Flügelrad, und der Mann bewegte sich und sagte unaufhörlich über seinen Heinen Baumstamm hin und her. Erinnerst du dich?“

Es ist vollends dunkel geworden. Die Sterne scheinen hell. Die Whippoorwill ist verstummt. Im Dunkel der Insel glühen ganze Ballen von Feuerläsfern in weißlichem Licht. Robert beugt sich nahe zu dem Vater und blickt ihn an. Er bewegt den Mund, aber es will sich noch kein Wort bilden. So legt er nur dem Vater die Hand auf die Schulter, faßt vorsichtig zu und schüttelt sie ein wenig. Dann läßt er plötzlich wieder los und blickt zu Boden. Der Alte reicht ihm eine Scheibe Brot und ein Stück Wurst.

„Ich und trink“, sagte er, „du hast sicher Hunger.“ Robert nimmt und beginnt zu essen. Auch der Vater beißt mit seinen großen, gesunden Zähnen feste ins Brot. „Hast du ein Pferd?“ sagt er unterm Kauen. „Hinter den Pfirsichbäumen“, sagt Robert, „ich kann nicht mehr essen.“ „Ein Stück Wurst noch und einen Schluck Whisky“, sagte der Vater. Robert nimmt gehorsam die Wurst und setzt auch die Aluminiumflasche an den Mund. Seine Hände beben. „Dann wollen wir reiten“, sagt der Alte.

Er stemmt die Arme auf die Erde und erhebt sich. Robert verschwindet im Schatten der Bäume. Der alte Wonder muß eine ganze Strecke um die Insel herumgehen, bis er sein Pferd findet, das in dem hohen Gras steht und schläft. „Hallo, Peggy!“ ruft er, und als das Pferd den Kopf hebt, faßt der Alte die Wähne und flüstert dem Tier mit glühender Stimme ins Ohr: „Die Freude! Die Freude!“ Wie er im Sattel sitzt, kommt auch Robert aus den Bäumen hervorgeritten. Er hat jetzt den großen Sombrero auf, und sein Gesicht ist überschattet. Doch sieht man, wie er am ganzen Leibe zittert.

Langsam reiten die beiden in der Richtung auf Chotie durch die stille, duftende Prärie, welche wegen der Unmenge von Leuchtläsfern einem Feuermeer gleicht.

## „Gurjeffka . . .“

Von A. Graef.

Es war im Frühsommer 1917. Wir lagen an der Ostfront in den Schützengräben der vordersten Linie. Es war aber ein harmloser und — man darf wohl sagen — ein mehr gemüthlicher Krieg, den wir und die Russen führten. Vor einigen Monaten war in Rußland die Revolution ausgebrochen. Es gärte und rumorte im Riesereich, dessen Volk die Ketten einer 300jährigen Sklaverei abgeschüttelt zu haben glaubte und dabei nicht ahnte, daß es in

rasendem Tempo dem bolschewistischen Chaos und einer noch viel schlimmeren Bergewaltigung als der Schein-Despotie der Väterchen Keren, entgegensteht. Wie dem auch sei: die russischen Truppen, von Agitatoren aufgewöhnt und aufgereizt, waren kriegsmüde geworden. Seit Wochen war auf unserem Frontabschnitt kein Schuß gefallen. Die feindlichen Soldaten kamen täglich zu unseren Gräben, sangen uns ihre wehmütigen und feurigen Lieder, führten wilde Volkstänze auf und brachten einen schwunghaften Tauschhandel in Gang: sie gaben uns Brot und gute Konserven — offenbar englische Ware, eine Lieferung des britischen Generalstabes an den inzwischen wandelständig gewordenen russischen Verbündeten — und nahmen dafür Taschenmesser, Bleistifte und alte Portemonnaies.

So lagen wir und warteten auf den scheinbar nahen Friedensschluß mit Rußland, um an die Westfront zu eilen. Eines Tages erhielt unser Spionage-Abwehrendienst die zunächst unwahrscheinlich anmutende Nachricht, daß an der russischen Front große Ereignisse bevorstünden. Kerenst, der Diktator mit dem bleichen Komödiantengesicht, war auf der anderen Seite erschienen, um die Truppen zu einer Offensive der Revolution anzufeuern. Er hielt täglich Reden und beschwor seine Soldaten — „unter dem Druck des Feindbundes“ — „die Fahnen der Freiheit in siegreichen Märschen weiterzutragen.“ Dennoch zweifelte man bei uns an der Kampffähigkeit der durch das bolschewistische Gift bereits stark demoralisierten Truppen.

An einem herrlichen Sommerabend bemerkte ich in der Nähe unserer Stellung eine russische Bäuerin. Ihre Kleidung war schmutzig und zerrissen. Sie selbst war jung und anmutig. Das frische Gesicht mit den weichen slawischen Zügen hatte einen unwiderstehlichen Reiz. Ich fragte das Mädchen, was sie hier suche — es verstand mich nicht, kam aber näher. Ich ließ einen Dolmetscher rufen. Ich hörte, wie das Mädchen immer wieder ein Wort wiederholte, dessen fremdartiger Klang mir besonders auffiel. Das Wort war: „Gurjeffla.“ „Sie will zurück in ihr Heimatsdorf“, erklärte mir der Dolmetscher. „Wo liegt es?“ ließ ich fragen. „Weit, weit von hier, im Osten an der Kama“, lautete die Antwort. „Wie bist du denn hierhergekommen?“

„Soldaten wurden in unserem Dorf eingezogen. Ich begleitete sie zur Bahn und fuhr aus Abenteuerlust mit.“ Das Mädchen fing an zu weinen. „Ich will zurück nach Gurjeffla . . .“

Ich meldete den Vorfall meinem Vorgesetzten. Er ließ das Mädchen vortführen. „Ich habe Heimweh . . . ich will zurück“, überlegte der Dolmetscher ihr Gewimmer. Obwohl das Mädchen meinem Vorgesetzten harmlos vorkam, befahl er, es in eine Scheune einzusperrn — man kann nie wissen, es könnte dennoch eine Spionin sein. „Ich will nach Gurjeffla“, jammerte die Bäuerin, während sie abgeführt wurde.

Am nächsten Morgen war sie verschwunden. Weiß Gott, wie es ihr gelungen war, aus der Scheune herauszuschlüpfen. Der Vorfall erregte nicht allzuviel Aufsehen. Ein halbwildes Mädchen aus dem weiten russischen Osten — ich erinnerte mich, daß die Kama ein östlicher Nebenfluß des mächtigen Wolgastroms ist — das sich in der allgemeinen Auflösung zu den abmarschierenden Truppen gesellt und sich, zumal vollständige Waffenruhe herrschte, dann an unsere Stellungen herangewagt hat — das erschien ganz natürlich . . .

Mehrere Tage vergingen. Die Russen kamen nicht mehr zu uns. Eine unheimliche Stille lag in der warmen Sommerluft. Eines Nachts erdröhnten plötzlich mehrere Kanonenschüsse. Eine Sekunde später war die Hölle entfesselt. Trommelfeuer prasselte auf unsere Stellungen nieder. In wenigen Minuten waren unsere Gräben zertrümmert. Ein Angriff! Ein Angriff der kriegsmüden Russen! War das möglich? Es waren die letzten Zudungen eines zu Tode getroffenen Riesen. Unter dem Schuß eines gewaltigen Sperrfeuers stürmten die Russen vor. Verzerrte Gesichter mit blutunterlaufenen Augen, statt der sanften Rienen und der Apostelbärte! Ein Riesenbursche mit wahren Stythen-Gesicht rannte auf mich zu und rief mir sein Bajonett in den Leib. Ich fiel . . .

Als ich zu mir kam, lag ich in einem russischen Lazarett weit hinter der Front. Meine Wunde erwies sich als nicht so gefährlich, wie sie aussah. Ich wurde bald an die Uralgrenze abtransportiert und in einem Gefangenenlager untergebracht . . .

Ein Jahr war vergangen, ein Jahr, das die ganze Welt erschütterte hatte. In Rußland tobte der Bürgerkrieg. Die Gefangenenlager wurden aufgelöst und die Inhaftierten konnten, da inzwischen der Friede geschlossen war, den Weg in die Heimat antreten. Mit einem Gefangenentransport fuhr ich die Kama entlang. Da ich unterwegs an Malaxia, die in dieser Gegend wütete, erkrankte, mußte ich in einem kleinen Städtchen aussteigen. Vier Wochen später, als meine Gesundheit einigermaßen wieder hergestellt war, setzte ich meine abenteuerliche Reise fort.

In einem Dorf wurde ich plötzlich von einer aufgeregten Menschenmenge umringt. Die Bauern waren aufgebracht, weil ein Fremder sich unter ihnen befand. Sie witterten in mir einen der vielen bolschewistischen Agenten — meistens aus Ungarn — die das Land durchstreiften. Dieses Dorf hielt nämlich zu den

Weissen. Die Situation wurde immer bedrohlicher, die Leute packten mich schon am Stragen. „Halt!“ rief plötzlich ein älterer Bauer. „Bringt ihn zu der Fürstin! Sie ist doch die Herrin von Gurjeffla!“ Wo hatte ich doch diesen fremdartig und zugleich musikalisch klingenden Namen gehört?

Die Leute schleppten mich auf einen abseits liegenden Hügel, der von einem halbzerstörten Schloß gekrönt war. Eine junge Frau in Männerkleidung — schwarzem Rußensittel und hohen Stiefeln — trat vor die Tür. Ihr Gesicht erschien mir bekannt. Die Frau musterte mich mit einem durchdringenden Blick und befahl den Leuten sich zurückzuziehen. „Bitte, treten Sie ein, Herr Leutnant“, sagte sie zu mir in tadellosem Deutsch. Ich war starr vor Staunen. „Entsinnen Sie sich nicht?“ fuhr die Unbekannte fort. „Ich habe Sie sofort erkannt — mein Gedächtnis läßt mich nie im Stich.“ Jetzt wußte ich — das war das Bauernmädchen, das kurz vor der verzweifelten Kerenst-Offensive unserem Graben einen Besuch abgestattet hatte!

Die junge Frau führte mich in das Speisezimmer und bat mich, Platz zu nehmen und ein Glas Tee zu trinken. „Ihr Vorgesetzter hatte Recht mit seinem Verdacht“, erzählte sie, lässig eine Zigarette rauchend. „Ich habe aber nur meine Pflicht getan. Krieg ist Krieg.“ Ich blinnte sie sprachlos an. „Zawohl“, erwiderte sie meine Frage erratend: „Ich war vom Geheimdienst beauftragt, die deutschen Stellungen auszulundschaften. Ich durfte keine Zeichnungen machen. Nun, mein gutes Gedächtnis kam mir zuflatten . . . Das Leben hatte wenig Sinn für mich . . . Ich diente zuletzt in der Amazonenbrigade, die Kerenst ins Leben gerufen hatte . . . Jetzt ist der Krieg mit Deutschland aus . . . Als ich nach Hause kam, auf mein Erbgut Gurjeffla, waren meine Eltern tot, das Schloß halb verbrannt. Rote Bauern, von Bolschewisten aufgewiegelt, haben meine Eltern ermordet, das Haus in Brand gesteckt . . . Ihre Bänge versinnerten sich, sie sog nervös an der Zigarette. „Es waren Banden aus der Umgebung“, fügte sie hinzu. „Meine Leute halten zu mir.“ Ich habe den Roten ewige Rache geschworen!“ Sie sprang auf. „Morgen geh ich an die Front der Weissen . . .“ Ich werde jeden Roten, der in meine Hände fällt, kaltblütig umbringen . . . Ich weiß, was mir droht, wenn ich einmal gefangen werde.

Sonderbares Land, seltsame Menschen!“ „Sie können unbehelligt weiterfahren. Ich wünsche Ihnen alles Gute!“ schloß Fürstin Tamara Sotolskaja — so hieß die junge Herrin von Gurjeffla — die Unterredung, die ein Menschen-schicksal enthüllt hatte.

Ich sah im Zuge, der mich an die Grenze brachte. Ein Soldat las den Kameraden eine Zeitung vor. Ich konnte jetzt leidlich russisch verstehen. „Bei der Erstürmung von Zarizya an der Wolga durch die roten Truppen“, lautete der Bericht von der Front des Bürgerkrieges, „wurde die berühmte Amazonenfürherin der Weissen, Fürstin Tamara Sotolskaja, gefangen genommen. Sie wollte sich das Leben nehmen, konnte aber rechtzeitig entwaffnet werden. Diese gefährlichste Feindin der Sowjet-Macht ist gehängt worden . . .“

## Aphorismen.

Von Johann Diederich Warken.

Wer viel Wissen zeigt, zeigt meist das Wissen anderer.

Mancher glaubt reserviert zu sein, während er nur unhöflich ist.

Oft tut man sehr viel, indem man nichts tut.

Es gibt Ansichten, die man nicht haben darf, sondern zu denen man kommen muß.

Du hast nur das überwunden, wo hindurch du gegangen bist.

Beliebt sein heißt sehr oft: leicht zu haben sein.

Es gibt in der Welt nichts, was es nicht gäbe.

Vieles soll man nicht unternehmen, wenn einem die nötige Unbildung dazu fehlt.

Es fällt stets auf, wenn jemand über Dinge spricht, die er versteht.

Manchem ist nur zu helfen, indem man ihm nicht hilft.